



ANDREA SAWATZKI

Woanders ist es
auch nicht ruhiger

Roman

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

PIPER





ANDREA SAWATZKI

Woanders ist es
auch nicht ruhiger

Roman

**SPIEGEL
Bestseller-
Autorin**

PIPER





Mehr über unsere Autorinnen, Autoren und Bücher:

www.piper.de

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, schreiben Sie uns unter Nennung des Titels »Woanders ist es auch nicht ruhiger« an empfehlungen@piper.de , und wir empfehlen Ihnen gerne vergleichbare Bücher.

© Piper Verlag GmbH, München 2021

Covergestaltung: FAVORITBUERO, München

Coverabbildung: Foto Andrea Sawatzki aus dem Film »Von Erholung war nie die Rede« © ZDF/Britta Krehl.

Weitere Motive von dan tarradellas/GettyImages und Shutterstock.com

Sämtliche Inhalte dieses E-Books sind urheberrechtlich geschützt. Der Käufer erwirbt lediglich eine Lizenz für den persönlichen Gebrauch auf eigenen Endgeräten. Urheberrechtsverstöße schaden den Autoren und ihren

Werken. Die Weiterverbreitung, Vervielfältigung oder öffentliche Wiedergabe ist ausdrücklich untersagt und kann zivil- und/oder strafrechtliche Folgen haben.

Inhalte fremder Webseiten, auf die in diesem Buch (etwa durch Links) hingewiesen wird, macht sich der Verlag nicht zu eigen. Eine Haftung dafür übernimmt der Verlag nicht.

Inhalt

Cover & Impressum

Widmung

1. Kapitel

2. Kapitel

3. Kapitel

4. Kapitel

5. Kapitel

6. Kapitel

7. Kapitel

8. Kapitel

9. Kapitel

10. Kapitel

11. Kapitel

12. Kapitel

13. Kapitel

14. Kapitel

15. Kapitel

16. Kapitel

17. Kapitel

18. Kapitel

19. Kapitel

20. Kapitel

21. Kapitel

22. Kapitel

23. Kapitel

24. Kapitel

25. Kapitel

26. Kapitel

27. Kapitel

28. Kapitel

29. Kapitel

30. Kapitel

31. Kapitel

32. Kapitel

33. Kapitel

34. Kapitel

35. Kapitel

36. Kapitel

37. Kapitel

38. Kapitel

39. Kapitel

40. Kapitel

41. Kapitel

42. Kapitel

43. Kapitel

44. Kapitel

45. Kapitel

46. Kapitel

47. Kapitel

48. Kapitel

Rezept für Oma Sieglindes versunkenen Apfelkuchen

Für Christian, Moritz und Bruno
und alle Menschen, die einen Bundschuh
in der Familie haben ...

1. Kapitel

Es begann alles damit, dass der Berliner Flughafen eines Tages seine Pforten öffnete. Das mag im ersten Moment logisch erscheinen, weil man Flughäfen ja nicht aus purem Spaß baut. Im Falle des BER sorgte es aber für große Überraschung, weil niemand mehr damit gerechnet hatte. Im Gegenteil. Die Eröffnung des BER hatte sich in den vergangenen Jahren zu einem Running Gag entwickelt. Der Flughafen blieb nach etlichen Baupannen zu und war nur noch ein paar Witze wert. Und das war auch gut so – zumindest unserer Meinung nach. Denn meine Familie und ich konnten den Flughafen am allerwenigsten brauchen. Erstens, weil wir ja grundsätzlich nicht fliegen. Wohin auch? Und zweitens, weil der Rotkehlchenweg samt unserem Haus in der Anflugschneise liegt.

Ich hörte als Erste von der drohenden Eröffnung, weil morgens bei mir in der Küche immer das Radio läuft. So auch an jenem schicksalhaften Freitag. Die Reaktion meiner Lieben war verhalten, weil sie gerade wieder irgendwelche anderen Probleme hatten, mit denen sie sich herumschlagen mussten. Irgendwelche Probleme gab es immer. Wir sind, ich sage es ungern, im Grunde eine deutsche Problemfamilie ohne

wirkliche Probleme. Zumindest waren wir das – bis wir die Konsequenzen der Eröffnung realisierten.

An den Tag, als der Flughafen dann tatsächlich seinen Betrieb aufnahm, erinnere ich mich noch ganz genau. Ich stand frühmorgens im Garten und klaubte Schnecken aus meinem Salat. Die Sonne schien, die Vögel zwitscherten, unsere Hunde Gulliver und Othello spielten im Kohlrabibeet, Gerald probierte seine neuen Nordic-Walking-Stöcke aus, die ich günstig bei unserem Discounter ergattert hatte, und der Rest der Familie schlief noch.

Nichts ahnend zupfte ich ein wohlgenährtes Nacktschneckenbaby von einem Salatblättchen, als es plötzlich dunkel wurde. Eine riesige Wolke schien die Sonne zu verhüllen. Ich schaute nach oben und schrie auf. Über mir schwebte der riesige Bauch eines Flugzeugs. Im selben Augenblick durchbrach ohrenbetäubender Motorenlärm die Schallmauer, und ich warf mich zu Boden, wo ich mein Gesicht in der Erde vergrub.

Als der Lärm langsam verebbte und ich die Wärme der Sonne wieder auf meinem Rücken spürte, wagte ich einen Blick zum Haus. Es stand noch. Die Vögel begannen wieder zu singen, nur Gulli und Othello waren nirgends mehr zu sehen.

Ich versuchte, mich mit dem Gedanken zu beruhigen, dass die Piloten noch ungeübt waren, was den Landeanflug auf den neuen Flughafen betraf. Wahrscheinlich mussten sie die

richtige Flugroute erst erproben. Ich atmete tief durch und wandte mich wieder meinem Schneckensammelkästchen zu. Es war leer. Die Schnecken waren bei meinem Sturz hinausgefallen und suchten nun eifrig das Weite. Beherzt griff ich nach ihnen. Gerade wollte ich mich dem Möhrenbeet zuwenden, um meine Arbeit fortzusetzen, als der nächste Flieger auf unser Grundstück zusteuerte. Die Erde unter meinen Füßen vibrierte, die Scheiben unseres Schuppens klirrten, und Othello und Gulliver, die sich gerade zaghaft aus dem Dunkel der Hausmauer hervorgewagt hatten, rannten mit eingeklemmten Schwänzen Richtung Haus und gegen die geschlossene Terrassentür. Ich ging in die Knie und linste vorsichtig in den Himmel über mir. Dieses Mal war ich ein bisschen besser gewappnet für das, was auf mich zukommen würde. Ich zwang mich, die Augen nicht vom Himmel abzuwenden, und als das Flugzeug zum Greifen nah über meinem Kopf zur Landung ansetzte, befand ich, dass ich genug gesehen hatte, warf meine Schnecken wie üblich über den Gartenzaun zu Familie Federbein und lief ins Haus, um meine Familie, samt Susanne und meiner Mutter, zu wecken.

Unsere Mütter wohnten jetzt schon seit geraumer Zeit bei uns, was sie damit entschuldigten, dass sie aufgrund des weltweit grassierenden Virus und des daraus resultierenden Lockdowns von der Sorge geplagt waren, nicht mehr genug Zeit mit uns verbringen zu können. Kurz bevor die Bahn den Verkehr einstellte, hatte Ilse für sich und Susanne

Zugfahrkarten ergattert. Und nun fühlten sie sich so wohl bei uns, dass sie gar nicht darüber nachdachten, nach Hause zurückzukehren, als es wieder möglich war. Ich hatte die leise Hoffnung, dass der Flugzeuglärm sie vielleicht umstimmen könnte.

2. Kapitel

Meine Mutter empfing mich an der Terrassentür. »Gundula, wie siehst du denn aus? Wasch dir mal das Gesicht, du bist ja völlig verdreckt. Hast du das eben mitbekommen? Das Haus ist fast eingestürzt! Wo warst du denn wieder? Immer wenn man dich braucht, bist du nicht da.«

»Ich war im Garten.«

»Was machst du denn in dieser Herrgottsfrühe im Garten?«

»Schnecken sammeln.«

»Schnecken sammeln? Als ob es nichts Wichtigeres gäbe, wenn fast das Haus einstürzt.«

Ich zwängte mich an Mutti vorbei und sah, dass die ganze Familie wach war. Nur Susanne fehlte, was wahrscheinlich an ihrer Schwerhörigkeit lag. Ohne ihr Hörgerät würde sie nicht mal den Weltuntergang mitbekommen.

Im Esszimmer saßen Rose und Hadi, beide noch im Nachthemd. Sie mussten in Panik aus ihrer Wohnung gegenüber zu uns gestürmt sein, um Unterschlupf zu finden. Zum Glück hatten sie an Eddie Barack gedacht, was in letzter Zeit selten der Fall war. Eddie Barack ist Roses kleiner, unehelicher Sohn aus einer kurzen Liaison mit Rolfis Beinahe-

Schwiegervater Reginald Shoemaker. Jetzt saß Eddie auf Roses Schoß und aß Apfelbrei aus dem Gläschen.

»Gundula!«, rief Rose, als ich durch die Terrassentür kam.
»Hast du das gerade mitgekriegt? Da fliegen irgendwelche Kampfflieger über uns weg. Der Gerald und der Hadi sagen, es sind vielleicht die Amis. Oder Terroristen!«

»Oder die Russen«, sagte meine Mutter hinter mir.

Jetzt erst bemerkte ich Gerald. Er hing in Vatis Lehnstuhl, hatte sich ein Kühlpad auf die Stirn gelegt und starrte an die Decke.

»Gerald! Was ist passiert?«

Geralds Gesicht war dunkelrot, lediglich ein dünner Streifen über der Oberlippe war kalkweiß. Ich näherte mich ihm vorsichtig. Hoffentlich hatte er sich bei seinem ersten Nordic-Walking-Versuch nicht übernommen.

»Gerald?«, fragte ich noch mal.

Er blinzelte ein bisschen, starrte aber weiter an die Decke.
So kannte ich ihn gar nicht.

Ich klopfte ihm auf die Schulter.

»Aua!«, schrie er auf. »Nicht anfassen!«

Zumindest hatte er seine Sprache nicht verloren.

»Was ist denn passiert?«

»Ich habe mir den Nacken gezerrt.«

»Wobei?«

»Das fragst du noch?«

Er atmete tief ein. »Ich bin geflohen, Gundula. Ich bin vom Meisenweg bis hierher durchgerannt. Ein Auto hätte mich beinahe auf halber Strecke überfahren, weil ich so unter Schock stand, dass ich nicht mehr auf die Straße achten konnte. Ich wäre fast tot gewesen! Es war sooo ...«, er hielt mir Daumen und Zeigefinger vor die Nase, »... knapp. Dabei muss es passiert sein. Also das mit dem Nacken.«

»Und ... äh ... wovor bist du geflohen?«, fragte ich.

»Na, vor den Russen«, sagte meine Mutter. »Wie oft denn noch!?!«

Rose und Hadi nickten einvernehmlich mit den Köpfen.

»Unsinn«, sagte ich. »Das ist der neue Flughafen. Das hatte ich euch doch erzählt, dass der die Tage eröffnet wird. Aber mir hört hier ja keiner zu.«

»Ich habe dir zugehört, Gundula«, sagte Gerald und fischte sich das Kühlpad von der Stirn. »Aber –«

Ein weiteres Flugzeug näherte sich. Die Scheiben klirrten, und der Boden vibrierte. Gerald's Lippen bewegten sich, aber durch den Motorenlärm hindurch war nichts zu verstehen.

»Was du gesagt hast?«, fragte meine Mutter, als es wieder einigermaßen still war. Sie hatte sich vorsichtshalber unter den Türrahmen geflüchtet.

»Dass es eventuell besser wäre, sich eine neue Bleibe zu suchen. Wenn dieser Höllenlärm anhält.«

3. Kapitel

Die folgenden Tage und Wochen im Rotkehlchenweg waren unerträglich. Der Fluglärm zwang uns gefühlt alle fünf Minuten in die Knie. Ständig klingelten wildfremde Menschen an unserer Haustür, stellten sich als Nachbarn vor und hielten uns Protestschreiben gegen den Flughafenbetrieb vor die Nase.

An den Zäunen im Rotkehlchenweg wurden die alten Plakate vom Vorjahr durch neue ersetzt. Die Sprüche blieben die gleichen: »Schönefeld? Nein danke!« oder »Tegel soll bleiben« und »Lärm macht krank«.

Wir waren der einhelligen Meinung, dass die Plakate nichts nützten, weil sich kaum je ein Politiker in seiner Limousine durch unser Viertel chauffieren lassen würde. Die Politiker lebten doch ganz woanders. Das weiß man ja inzwischen. Und sie haben bestimmt Wichtigeres zu tun. Zum Beispiel von dem neuen Flughafen aus zu irgendwelchen Gesprächen in die weite Welt zu fliegen.

Als wir eines Abends zusammensaßen, holte Gerald einen Aktenordner aus seiner Tasche und legte ihn auf den Esstisch.

»Was ist das?«, fragte Rose und stopfte Eddie Barack einen Löffel Kartoffelbrei in den Mund.

Gerald überhörte Roses Frage. Anscheinend hatte er sich vorgenommen, eine Ansprache zu halten. Er blieb vor dem Esstisch stehen und räusperte sich. »Meine liebe Familie. Da wir schon länger bemerken, dass das Wohnen im Rotkehlchenweg nicht mehr das ist, was es vor der Eröffnung dieses Flughafens war, habe ich mir erlaubt, mich nach Wohnalternativen umzusehen. Zum Glück habe ich durch meine Arbeit im Finanzamt Zugang zu den besten Kontakten. Auch in die Immobilienbranche. Das Finanzamt hat seine Fühler überall, uns entgeht nichts. Und aus diesem Grund haben wir natürlich auch exklusive Informationen über bevorstehende Zwangsversteigerungen. Ich bin in den letzten Wochen nicht untätig gewesen und habe eine Mappe mit verfügbaren und vor allem erschwinglichen Immobilien zusammengestellt, die ich euch bitte, einmal durchzusehen und mich dann über eure Meinung zu unterrichten.« Er deutete auf die Mappe. Dann sah er uns an. »Zeitgleich habe ich mich schon mal schweren Herzens darüber informiert, was unser Rotkehlchenweg letztendlich abwerfen wird, wenn wir uns entschließen sollten, ihn zu verkaufen.«

»Den Rotkehlchenweg verkaufen?«, fragte ich. »Das geht nicht.«

»Wieso geht das nicht?«, fragte meine Mutter. »Willst du hier weiter diesem Lärm ausgesetzt sein? Das überlebt höchstens Susanne. Die Glückliche ist ja taub.«

Susanne ignorierte diese Bemerkung. Ilse beugte sich vor und versuchte, die Aktenmappe zu sich herüberzuziehen.

»Geraldchen, hilf mir mal.«

»Natürlich, Mutti«, sagte Gerald und lief um den Tisch herum, um Susanne die Unterlagen zu geben.

Wir anderen scharten uns um meine Schwiegermutter und betrachteten die Bilder, die sie vor sich ausgebreitet hatte.

Mir stockte der Atem. Ich schaute abwechselnd auf die Fotos und zu Gerald, der mit hochrotem Gesicht und geschwollener Brust zwischen unseren Lieben stand und Fragen beantwortete. Gerade war er dabei, die Ausmaße eines Schlosses in der Uckermark zu erläutern.

»Die Größe des Grundstücks beträgt etwa zwei Hektar. Das sind überwiegend Wiesen und Wälder. Aber die brauchen uns nicht kümmern, weil man die so lassen kann, wie sie sind. Die stehen nämlich unter Naturschutz. Viel wichtiger ist das dazugehörige Schloss. Das gibt es quasi gratis obendrauf. Das ist, den Fotos nach zu urteilen, noch fabelhaft in Schuss.«

»Was sind zwei Hektar?«, fragte Matz, der das mit seinen zwölf Jahren eigentlich schon längst im Mathematikunterricht hätte lernen müssen.

»Zwei Hektar sind 20 000 Quadratmeter, mein Sohn«, sagte Gerald.

Wir schwiegen und versuchten uns 20 000 Quadratmeter vorzustellen.

Rose sagte: »Ach so!« Aber ihrem Blick nach zu urteilen sagte sie das bloß, um irgendetwas zu sagen. Ich glaube nicht, dass Rose weiß, was 20 000 Quadratmeter sind. Ich glaube, Rose weiß nicht einmal, was ein einziger Meter ist.

»Kann mir das jetzt mal jemand erklären? Also, was das bildlich gesprochen heißt?«, fragte schließlich Susanne. Sie warf ihr blondes Perückenhaar zurück und spitzte den Mund. »Ich komme jetzt weniger aus dem Ackerbau, wie ihr wisst.«

»Der Garten hier im Rotkehlchenweg hat 700 Quadratmeter«, sagte meine Mutter.

Hadi hob den Kopf und sah sie ehrfürchtig an. »Woher weißt du das, Mutti?«

»Na, woher soll ich das schon wissen? Rate mal. Weil euer Vater und ich den Rotkehlchenweg seinerzeit für Gundula und Gerald und die Kinder gekauft haben. Irgendwo mussten sie ja unterkommen.«

»Moment«, warf Gerald ein, »das stimmt so nicht ganz, liebe Ilse. Ich habe da auch mein Teil beigesteuert, wenn du dich einmal genau erinnerst.«

»Natürlich erinnere ich mich, Gerald. Das musstest du ja in gewisser Weise auch. Immerhin hattest du ja drei Kinder in die Welt gesetzt.« Gerald erbleichte. »Und ich würde jetzt schon ganz gern erfahren, warum es nach dem Rotkehlchenweg auf einmal ein Schloss sein muss. Habt ihr im Lotto gewonnen?«

Aus der Ferne hörten wir das Grollen eines herannahenden Flugzeugs. Wenn Gerald sich beeilte, würde er eventuell noch

einen vollständigen Satz herausbekommen, bevor unser Gespräch abreißen würde.

»Du wirst es nicht glauben, liebe Ilse, aber dieses Schloss mit seinen 900 Quadratmetern Wohnfl–«

Das Flugzeug donnerte über uns hinweg, und wir hielten uns die Ohren zu.

»Wie gesagt«, fuhr Gerald fort, als wieder Stille herrschte, »dieses Schloss wäre absolut erschwinglich. Gegengerechnet mit dem Rotkehlchenweg müssten wir nur einen überschaubaren Kredit aufnehmen, den wir bei guter Planung in zehn bis zwanzig Jahren abbezahlt hätten.«

»Was?«, fragte ich. »Einen Kredit aufnehmen. Für ein Schloss? In der Uckermark? Gerald, das kann nicht dein Ernst sein.«

»Lass Gerald doch mal ausreden, Gundula!«, rief Susanne.

Der Rest der Familie nickte zustimmend, also setzte ich mich in Omis Ohrensessel und schwieg.

Ich bin nicht prinzipiell gegen ein Leben auf dem Land. Die Abbildungen in meinen Zeitschriften zum Beispiel finde ich immer äußerst anziehend, und ich habe mir schon manches Mal vorgestellt, wie es wohl sein müsste, in einem kleinen Schloss inmitten eines Walds zu leben. So wie all diese naturverliebten Prominenten. Bei uns jedoch ist das eine andere Geschichte. Wir haben weder das Geld für eine aufwendige Renovierung, noch für schöne Möbel oder einen Pool, ohne den man die Sommer auf dem Land nicht aushalten

würde, und außerdem: Wie um alles in der Welt sollten wir dann nach Berlin kommen? Wir haben nur ein kleines Auto und mal abgesehen davon, dass Gerald sowieso niemanden ans Steuer lässt, bin ich die einzige andere Person mit Führerschein. Meine Mutter ist nämlich seit mindestens dreißig Jahren nicht mehr gefahren. Gerald's Mutter hat ihren Führerschein vor fünf Jahren bei einer Fahrzeugkontrolle in Düsseldorf wegen Trunkenheit am Steuer abgeben müssen, und Hadi hat Angst vor Autos.

Über kurz oder lang müssten wir also in absoluter Einsamkeit leben. Von der Welt abgeschieden, vergessen, mit Sicherheit ohne Strom und fließend Wasser. Unsere Mütter würden sich um den letzten Brotkrümel reißen, Rose und Hadi nur in meiner Küche sitzen und darüber lamentieren, dass ihr Kind am Verhungern sei, Matz würde sicher nach Berlin abhauen und ich? Ich könnte nicht mal mehr zu Herrn Mussorkski! Das würde allerdings alles in den Schatten stellen. Ohne Herrn Mussorkskis Beistand ertrage ich meine Familie keine drei Tage. Ich musste Gerald davon überzeugen, dass die Idee, aufs Land zu ziehen, eine Katastrophe war. In dem Moment, als ich zu diesem für mich äußerst wichtigen Entschluss gelangt war, räusperte sich Gerald und begann erneut.

»Natürlich habe ich mir auch kleinere Häuser im Umland von Berlin angesehen. Diejenigen, die nicht in der Anflugschneise des BER liegen, sind mittlerweile nicht mehr zu haben oder völlig überteuert. Außerdem bieten sie für unsere Familie viel

zu wenig Wohnraum. Wir sind«, er hob seine Hände und zählte an den Fingern ab, »Susanne, Ilse, ich, Gundula, Rose, Hans-Dieter, Matz, Eddie Barack, Gulliver, Othello, also acht Personen plus zwei Hunde. Wenn Ricarda mit ihrem Freund aus Helsinki zu Besuch kommt, sind wir zehn Personen und zwei Hunde. Mit Rolf sind wir, vorausgesetzt er besucht uns noch mal in diesem Leben, elf Personen und zwei Hunde –«

»Jetzt komm mal auf den Punkt, Gerald«, sagte meine Mutter.

»Ich bin gerade dabei, liebe Ilse. Im Extremfall sind wir also elf Personen und zwei Hunde. Wie, bitte schön, sollen wir da in einem regulären Einfamilienhaus unterkommen?«

»Moment mal, Gerald«, sagte ich, »so stimmt die Rechnung ja nicht. Ilse und Susanne leben ja nicht immer bei uns, das ist ja jetzt nur wegen der Pandemie, und Rose und Hadi hatten bis jetzt ihre eigene Wohnung im Rotkehlchenweg, die können sich doch selbst was Neues suchen.«

Niemand reagierte. Schlimmer noch. Alle mieden meinen Blick und guckten auf den Boden. Ein Flugzeug näherte sich. »Was habt ihr denn?«, fragte ich. Das Flugzeug donnerte über uns hinweg.

»Gundula, das ist ein wichtiger Punkt, den du da gerade ansprichst. Es ist nämlich alles nicht ganz so einfach ...«, begann Gerald.

Ich wartete.

»Äh ... also ... ich wollte das schon seit Längerem mit dir besprechen, und jetzt ist vielleicht der richtige Zeitpunkt

gekommen.«

4. Kapitel

Ich folgte Gerald auf die Terrasse. Mit einem Taschentuch wischte er sich den Schweiß von der Stirn und betrachtete unser Blumenbeet. Dann sagte er: »Ach, guck mal an, Gundula. Das hast du aber hübsch gemacht.«

»Was?«

»Na, das Blumenbeet. Hast du da andere Blumen eingepflanzt als sonst?«

»Nein.«

»Ich dachte, es sieht irgendwie viel bunter aus als im Vorjahr.«

Es musste sich um eine wirklich schlechte Nachricht handeln, die er mir mitteilen wollte. Ich wartete. Gerald hob das Gesicht und betrachtete den blauen Himmel.

»Wirklich schönes Wetter heute!«

Ein Flugzeug donnerte heran, und es wurde kurz dunkel.

»Gerald, könntest du mal zum Punkt kommen? Ich muss die Bettwäsche aufhängen. Die ist noch in der Maschine. Die wird sonst stockig.«

Er trat einen Schritt auf mich zu. »Wo soll ich anfangen?«

»Vorn«, sagte ich.

Gerald seufzte und legte los. In knapp fünf Minuten erfuhr ich, dass wir quasi vor dem finanziellen Ruin standen. Und zwar wegen seiner Mutter Susanne.

Susanne war aus ihrer Düsseldorfer Wohnung geflogen, weil sie die letzten sechs Monate keine Miete mehr bezahlt hatte. Davon abgesehen hatte sie seit geraumer Zeit sämtliche Post ungelesen in den Mülleimer befördert, wahrscheinlich um sich vor weiteren unliebsamen Überraschungen zu schützen. Doch irgendwann stand der Gerichtsvollzieher vor ihrer Tür und begann damit, ihre Düsseldorfer Wohnung leer zu räumen. Zu allem Unglück war Susanne über eine der Kisten gestolpert, die der gerichtlich einbestellte Transportdienst achtlos vor ihrer Toilettentür deponiert hatte. Der dreifache Schienbeinbruch gab ihrem überlasteten Konto den endgültigen Todesstoß, weil sie operiert werden und acht Tage im Krankenhaus bleiben musste. Und das ohne eine gültige Krankenversicherung. Jetzt war sie also bis über beide Ohren verschuldet.

»Und du hast mir gesagt, sie hätte sich bloß beim Staubsaugen eine Verstauchung zugezogen«, unterbrach ich Gerald in seinem Bericht.

»Gundula, es kommt noch mehr, lass mich doch einmal ausreden.«

Also fuhr Gerald fort. Susanne hatte außerdem niemals irgendwelche Rentenbeiträge einbezahlt, weil sie es, wie sie Gerald unter Tränen versichert hatte, nicht ertrug, sich mit Rentnern identifizieren zu müssen. Sie hatte sich stattdessen

schon vor Jahren von ehemaligen Freunden Geld geliehen, das sie bis heute nicht zurückgezahlt hatte. Gerald hatte vor einigen Wochen damit begonnen, sämtliche von Susanne angehäuften Schulden aufzulisten, und war nun zu dem ernüchternden Ergebnis gekommen, dass meine Schwiegermutter mit genau 42 576,99 Euro in den Miesen stand.

Als er fertig war, hob Gerald die Schultern und ließ sie mit einem entschuldigenden Blick wieder fallen.

»Tja, das war's«, sagte er.

Meine Beine gaben nach, und ich musste mich erst mal auf die Gartenbank setzen.

»Und jetzt?«

»Jetzt suche ich nach einem großen Haus, in das wir alle reinpassen. Rose und Hadi werden aufgrund ihrer finanziellen Schieflage auf die Schnelle nichts Eigenes finden, und deine Mutter will ja auch nicht mehr weg. Außerdem ist sie bereit, etwas zuzuschießen, wenn unser Geld nicht reicht.«

»Natürlich wird es nicht reichen. Und nun?«

»Na ja, wie schon gesagt, wir – also ich und die anderen – haben einvernehmlich beschlossen, dass ich mich darum kümmern soll, eine Bleibe für uns zu finden.«

»Das habt ihr einvernehmlich beschlossen?«, fragte ich.

»Ja.«

Meine Schläfen pochten.

»Und wieso habt ihr das einfach so ohne mich beschlossen? Wieso können sich die anderen plötzlich nicht mehr von uns

trennen, obwohl sie immer was an unserem Leben auszusetzen haben? Übrigens wird meine Mutter ihre Wohnung in München bestimmt nicht aufgeben wollen.«

»Da irrst du, Gundula. Deine Mutter hat ihre Wohnung in München schon aufgegeben und mich ja selbst auf die Idee gebracht, ein Haus für uns alle zu finden.«

»Meine Mutter?«

Mir brach der Schweiß aus.

»Ja, deine Mutter.«

»Und dann sollen wir für immer zusammenwohnen?«

»Natürlich für immer, Gundula. Wir planen ein Dreigenerationenhaus. Das ist für uns alle das Beste. Dann können wir uns besser umeinander kümmern.«

»Du meinst, ich kann mich besser um alle kümmern, wenn ich alle in meiner Nähe habe.«

»Vielleicht«, sagte Gerald.

»Das geht nicht, Gerald.«

»Wieso geht das nicht?«

»Weil ich mich selbstständig machen will.« Diese Idee war mir zwar gerade erst durch den Kopf geschossen, aber sie schien mir mehr als gerechtfertigt, um diesen Streit zu gewinnen.

»Was?«

»Das hatte ich dir doch erzählt«, log ich.

»Mit deiner Schultheatertruppe? Das wird in diesen Zeiten doch gar nicht funktionieren, Gundula. Ich meine, wer geht

heutzutage noch ins Theater?«

»Es geht nicht ums Schultheater, Gerald.« Ich überlegte fieberhaft, dann hatte ich eine Idee. »Die Backstube meine ich!«

»Was?«

»Das hab ich dir doch erzählt! Ich will eine Backstube eröffnen. Da kann ich mich ja nicht zeitgleich um die ganze Familie kümmern.«

Gerald fasste sich an den Kopf.

»Also daran kann ich mich nun wirklich nicht erinnern. Wo willst du das denn machen? Und vor allem: Du kannst doch gar nicht backen.«

»Natürlich kann ich backen. Ich muss mich nur ein bisschen mehr damit befassen. Und ich brauche die richtigen Rezepte.«

»Entschuldige, Liebes, aber du hast noch nie in deinem Leben auch nur einen anständigen Kuchen zustande gebracht.«

»Das stimmt so nicht. Mein Apfelkuchen ist immer gut angekommen.«

»Wirklich?«

»Ist ja jetzt egal, das interessiert dich ja sowieso nicht«, ich stockte. »Und was ist mit deiner Mutter? Die soll dann auch bei uns wohnen?«

»Natürlich. Ich meine, ich kann Mutti ja schlecht auf die Straße setzen.«

Er verstummte und wischte sich wieder mit dem Taschentuch über die Stirn.

»Wieso nicht?«, fragte ich.

Er sah mich lange an.

»Weil sie meine Mutter ist, Gundula. Weil sie sich ihr ganzes Leben lang für mich aufgeopfert hat. Und weil ich mich jetzt revanchieren muss.«

»Na dann, viel Spaß«, sagte ich und ließ ihn stehen.